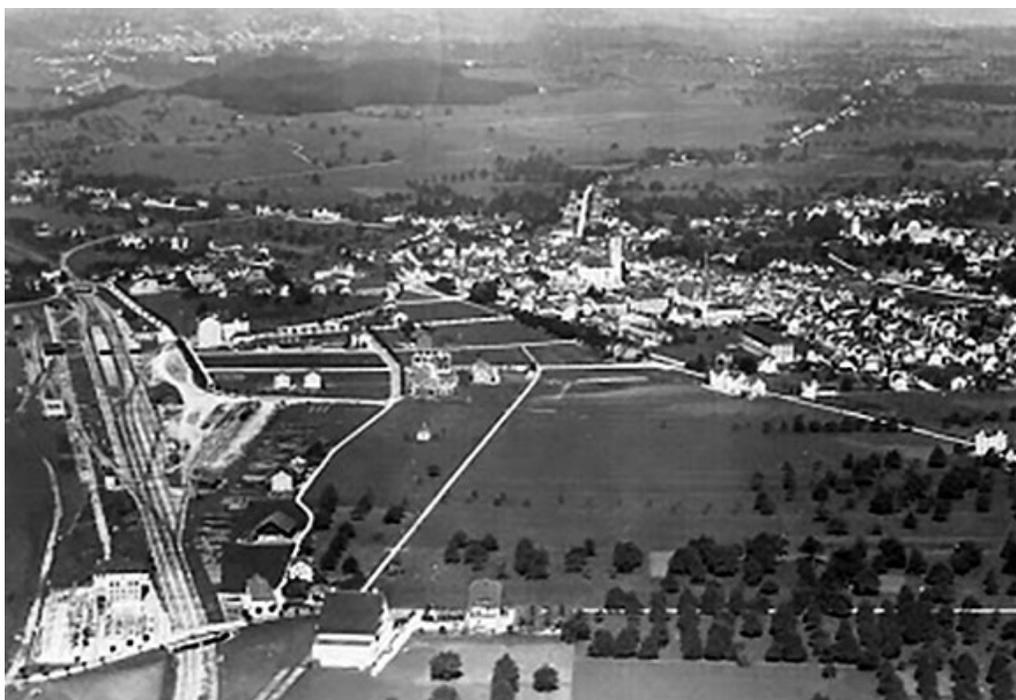


Papst und Kaiser im Dorf

Karl J. Bischofberger

Der Mensch wird in der Regel dort hinein geboren, wo seine Erzeuger sesshaft sind ... es gibt also bei der Ankunft in diese Welt keine Wahlmöglichkeit. So erblickte ich vor nun schon etwas mehr als 87 Jahren den ersten irdischen Lichtstrahl im Kantonsspital der Gallusstadt St. Gallen, doch meine Eltern wohnten unmittelbar vor den Toren der selbigen Kantonsmetropole, im fürstenländischen Bezirkshauptort Gossau, das erstmals im Jahre 824 als Cozesaua in einer amtlichen Urkunde Erwähnung fand. Wie man heute nachlesen kann, kommt dieser Name vom altdeutschen Gôzzin ouwa (= die Au des Gôzzo), die an den alemannischen Siedler Gôzzo erinnert, der hier im sumpfigen Gelände einen Hof angelegt hatte.



Das Dorf Gossau SG Ende des 19. Jahrhunderts mit den die Durchgangsstrasse säumenden Häuserzeilen.

1110 Jahre später also zog ich hier als neuer Erdenbürger in das damals rund 8000 Seelen zählende Dorf zwischen der bewaldeten Hügelkette Hohfirst und dem in Richtung Säntisgebirge ansteigenden appenzellischen Vorderland ein.

Ort meiner Kindheit und Jugendzeit

Damals war Gossau ein langgezogener Ort, dessen Häuser mehrheitlich die Durchgangsstrasse nach St. Gallen und die Abzweigungen Richtung Bischofszell im Thurgauischen und Richtung Herisau ins Appenzellische säumten. Dazu kamen 15 zum Teil weit abgelegene Weiler und das Dörfchen Arnegg mit 3 weiteren Weilern. Wirtschaftlich dominierte die Landwirtschaft, dazu gab es ein Textilwerk – in welchem mein Vater als Buchhalter/ Kassier arbeitete – eine Brauerei, eine Butterzentrale zur Milchverarbeitung, eine Getreidemühle, eine Sperrholzfirma, eine Metzgereimaschinenfabrik, ein Warenhaus mit dem mondänen Namen «Zur Stadt Paris», zwei Konsumverein-Läden, mehrere ihre Waren selbst produzierende Bäckereien und Metzgereien, Schreinerwerkstätten, einen Hufschmied mit funkenstiebender Esse, eine Gerberei, eine grössere Anzahl Gasthäuser, einen Alteisenverwerter, ein Gymnasium des Pallottiner Ordens, mit «Der Fürstenländer» eine eigene Zeitung ... und natürlich auch eine Bank: die «Bank in Gossau». Auch war der Ort bereits damals schon ein Eisenbahn-Verkehrsknoten: SBB-Schnellzugsstation der Transversalen Ost–West, Umsteigeort der Schweizerischen Nordostbahn NOB und Ausgangspunkt der Appenzeller Bahn nach Appenzell und Wasserauen.

Konfessionelle und politische Rivalitäten

Knapp die Hälfte der Dorfbewohner inklusive unserer Familie bekannten sich zum römisch-katholischen Glauben, für welchen es 2 Kirchen gab: die dominante Pfarrkirche im Dorfzentrum und die neugotische Schutzengelkirche. Die Evangelischen hingegen waren mit deutlich weniger als der Hälfte der Katholiken eine Minderheit, deren Gotteshaus hoch über dem Dorf auf dem Haldenbüel thronte. Auch andere Institutionen des öffentlichen Lebens waren konfessionell scharf getrennt: die Kindergärten, die Primarschule, die Turnvereine und die Pfadfinder. Noch in meiner Jugendzeit gab es zwischen den beiden Konfessionen immer wieder Spannungen, die sich vor allem an hohen Feiertagen manifestierten. So führten die katholischen Bauern ihre Karren mit stinkendem Mist jeweils am Karfreitag durchs Dorf auf ihre Felder, und an Fronleichnam – wenn die Katholiken in feierlicher Prozession betend durch die Strassen zogen – taten es die evangelischen Bauern ihren Religionsrivalen gleich. Auch in der Badeanstalt (heute Freibad oder kurz «Badi») wurde strikt getrennt, nicht konfessionell, sondern zwischen Männlein und Weiblein, die separate Öffnungszeiten einzuhalten hatten.

Die politischen Geschicke des Dorfes ruhten in den Händen zweier Männer, in denen des Gemeindeammans für die weltlichen Dinge und für das seelische Heil in denen des Pfarrers und dessen Kaplänen. Auf beiden Seiten gab es hin und wieder Situationen, in welchen gewisse Herrscherallüren zu erkennen waren, die Spannungen entstehen liessen. Als kleinem Buben formte sich in mir schon in frühen Jahren als Folge elterlicher Kommentare zu aktuellen Tagesereignissen die Vorstellung einer «Papst-und-Kaiser-im-Dorf»-Realität, lange bevor ich die gleichnamige Erzählung von Heinrich Federer in mich aufsog. Später, als ich die Oberstufe auswärts absolvierte, veränderte sich logischerweise auch mein Freundeskreis, der die im Dorf zementierten konfessionellen Grenzen ignorierte. So kam es zu meinem Übertritt von der katholischen Pfadfinderabteilung St. Georg in die evangelische Pfadigruppe, was im katholischen Pfarrhaus helle Empörung hervor-

rief und zu einer persönlichen Intervention und Aussprache zwischen den «päpstlichen» Abgesandten und meinen Eltern führte. Doch die Letzteren unterstützten mich auf der ganzen Linie, sahen sie doch, dass ich bei meinen andersgläubigen Freunden bestens aufgehoben war und meine Seele durch diesen Wechsel keinen Schaden nehmen konnte.

Erwachen von Geist und Erinnerungsvermögen

Das war also das Umfeld, in welchem ich meine ersten Lebens-, Kindergarten- und Grundschuljahre verbrachte und Monat um Monat zentimeterweise heranwuchs. Das Erwachen des Geistes und der damit verbundene Funktionsstart meines Erinnerungsspeichers fiel ziemlich genau in die Zeit des Beginns der unheilvollen Ereignisse, die 1939 zum 2. Weltkrieg führten. Die erste Situation, die sich mit Hammerschlägen in meine Erinnerung eingraviert hat, ist der Wohnungswechsel vom Unterdorf in die «Tiefe» im oberen Dorfteil, den ich als knapp 3-jähriger Knirps an der Hand meiner Mutter zu Fuss durch das Dorf vollzog. Hier erlebte ich dann etwa zwei Jahre später den Einzug eines technischen Fortschritts, denn Anfang Februar 1939 verstarb Papst Pius XI. Meine Eltern waren vom Wunsch beseelt, die Wahl des Nachfolgers auf dem Stuhl Petri am Radio mitzuerleben, und so wurde – trotz knappem Familienbudget – ein sogenanntes Rundfunkgerät gemietet. Auf einem mit Spitzentuch bedeckten Nähtischchen stand eines Tages ein braunglänzender Holzkasten, unten flach, oben halbkreisartig gerundet, an der Vorderseite mit zwei Drehknöpfen und einem mit gewobenem Stoff abgedeckten Loch. Auf der hinteren Seite gab es kleine runde Öffnungen für die Lüftung und zwei Kabel, das eine kam in die Steckdose für den Strom, und das andere wurde als Empfangsantenne irgendwo an der Aussenseite eines Fensters befestigt. Am 2. März war Papst Pius XII gewählt und kurze Zeit danach feierlich in sein Amt eingeführt, was mich als kleinen Buben nicht sonderlich interessierte.



Radiogerät aus den 1930er-Jahren



Papst Pius XII 1876–1958



Einmarsch der deutschen Armee in Polen am 1. September 1939.

der Wortschwall aus dem Kasten unverständlich – aber geblieben ist trotzdem ein einziger von der Männerstimme in die Welt hinaus gebrüllter Satzketzen: « ... wir werden ihre Städte ausradieren!» Die Worte stammten vom Führer des «Tausendjährigen Reiches», auf dessen Befehl die deutsche Wehrmacht am 1. September des gleichen Jahres ins Nachbarland Polen einmarschierte und damit den verhängnisvollen Zweiten Weltkrieg auslöste – Europa befand sich im Krieg. Das von den Eltern gemietete Rundfunkgerät ging nach der Papstwahl nicht mehr zurück ins Radiogeschäft, sondern informierte die Eltern täglich um 12 Uhr 30 mit der Nachrichtensendung von Radio Beromünster darüber, was draussen in der Welt passierte.

Jugendjahre in schlichter Einfachheit – für uns Kinder ein Paradies

Inzwischen war die Kinderschar in unserer Familie auf sechs angestiegen und somit die Wohnung im dritten Stock eines Mietshauses knapp geworden. Dazu kam, dass der Pflanzplatz, den unsere Eltern zwecks Anbaus von Gemüse für den Eigenverzehr gepachtet hatten, weit von der Wohnung weg auf der anderen Dorfseite lag. Da kam die Gelegenheit zur Miete eines kleinen Einfamilienhauses mit sieben Zimmern genau zum richtigen Zeitpunkt. Es handelte sich aber nicht um irgendein Häuschen, sondern um jenes Haus, in welchem unser Vater um die Wende vom 19. ins 20. Jahrhundert seine Kindheit und Jugendjahre verbrachte, und unser Grossvater im dunklen mit festgestampftem Erdboden ausgelegten Keller an seiner Schifflistickmaschine bei flackerndem Talglicht dem Broterwerb nachging. Zudem umgab das Haus ein grosser Garten mit drei Obstbäumen, der sich bis zum Buchenwald ausdehnte, von diesem nur durch einen Bach getrennt. Irgendwann im Laufe des Jahres 1940 zügelten wir also von der «Tiefe» hinauf zum «Rosenhügel» an der ins Appenzellische ansteigenden Herisauerstrasse. Unser

Vielmehr interessierte mich das komische Möbel auf dem Nähtischchen, aus welchem Menschenstimmen, Musik und auch andere Geräusche zu hören waren. Ganz besonders eindrücklich blieben mir jene Momente, in denen eine gereizte und sich in hoher Tonlage beinahe überschlagende Männerstimme aus dem braunen Kasten in unsere Stube dröhnte. Die damit einhergehenden und Angst erzeugenden Momente gipfelten jeweils darin, dass unsere Mutter Tränen in den Augen hatte. Für mich war

Hausrat wurde auf einen Wagen des benachbarten Bauern geladen, und per Pferdegespann ging es durchs Dorf hinauf zu unserem neuen Zuhause.

Wir Kinder fühlten uns wohl in diesem kleinen Paradies, in welchem es als Heizung nur einen im Winter von der Küche aus mit «Büscheli» beheizten Kachelofen in der Sonntagsstube und einen mit Briketts betriebenen Kanonenrohr-Ofen in der Alltagsstube gab. In der Küche dominierte ein mächtiger, mit Holz befeuerter Herd mit runden Löchern, in welche die Pfannen beim Kochen direkt ins Holzfeuer gesenkt wurden. Die Schlafzimmer blieben ungeheizt, was in kalten Wintermonaten im Inneren trotz im Herbst angebrachten Vorfenstern Eisblumen entstehen liess. So stiegen wir abends im Nachthemd, mit Bettmützen und -socken angetan sowie einem im Ofenrohr aufgeheizten Sack mit «Chriessteinen» oder einer mit Heisswasser gefüllten Bettflasche unter dem Arm in die eiskalten Betten im oberen Stock. Ein Badezimmer kannten wir nicht ... man wusch und putzte sich die Zähne am Schüttstein in der Küche. Geduscht wurden wir Kinder periodisch von unserer Mutter im Keller, in einer Waschgelte stehend, aus einem grossen Krug im Winter mit lauwarmem und im Sommer mit kaltem Wasser übergossen, eingeseift, abgespült und mit einem Tuch trocken gerubbelt. Aber natürlich gab es eine Toilette im Haus ... ein sogenanntes Plumpsklo ... dieses befand sich im Zwischenstock des Treppenhauses zur oberen Etage.



Unser Häuschen im «Rosenhügel» an der Herisauerstrasse 1942 – die Familie bereit zum obligaten Sonntagsspaziergang.

Selbstversorgung und Gartenarbeit

Die Kriegsjahre brachten mancherlei Auswirkungen auf das tägliche Leben, denn die Landesgrenzen waren geschlossen, und die Lebensmittel wurden immer knapper. So kam es, dass die meisten Nahrungsmittel rationiert wurden und der Bundesrat zu einer eigentlichen Anbauschlacht aufrief. Gleich neben unserem Häuschen breitete sich ein flaches Wiesenstück entlang der Herisauerstrasse aus, das unsere Eltern vom Bauer Inauen, der seinen Hof etwas unterhalb unseres Häuschens bewirtschaftete, pachteten, um darauf Kartoffeln anzupflanzen. Wir Kinder gingen unserem Vater nach seinen Arbeitsstunden im Büro an die Hand, das Wiesland in einen Acker umzuwandeln, Pflanzreihen zu furchen und im Frühling die Saatkartoffeln zu stecken. Im Garten um das Haus entstanden Beete mit Gemüse aller Art, Salaten, Mais und Gewürzen, eingefasst von Himbeer-, Johannisbeer- und Stachelbeersträuchern sowie langgezogenen Brombeeren-Ranken.

Unter dem Birnbaum – einem der drei Obstbäume im Garten – wurde ein Kaninchenstall gebaut, wo gut ein halbes Dutzend Blauwienerkaninchen der Obhut von mir und meinem jüngeren Bruder Franz anvertraut waren, das hiess für uns, regelmässig die Kojen der Hasen reinigen sowie für die tägliche Nahrung der Vierbeiner in Form von Heu, Löwenzahnblättern, Gemüseresten und frischem Wasser zu sorgen. Die Hasen wurden zu besten Freunden, und es war für uns immer eine äusserst schmerzvolle Phase, wenn eines dieser lieb gewonnenen Geschöpfe vor hohen Festtagen leblos und seines Pelzes beraubt in Ermangelung eines Kühlschranks an der Ladenklemme am Küchenfenster hing und schlussendlich als Festbraten in der Sonntagsstube auf unseren Tellern landete. Nie habe ich davon gegessen, und bis heute distanzieren mich vom Genuss einer Speise, für welche ein Kaninchen sein Leben lassen musste.

Wir waren also während der Kriegsjahre weitgehend Selbstversorger, nur frische Milch brachte der Milchmann täglich direkt von einem nahegelegenen Bauernhof, Brot kauften wir im Dorf beim Bäcker, Fleischwaren beim Metzger und Käse im «Chäslädeli». Die vom Milchmann am frühen Morgen gelieferte Milch wurde etwas stehengelassen, dann der sich auf der Oberfläche bildende Rahm abgeschöpft und daraus mittels handbetriebenen Schneebesens unsere eigene Butter hergestellt. Jeweils samstags ging es mit dem Leiterwagen zum Wocheneinkauf in den Laden des Konsumvereins, um jene Artikel wie Reis, Teigwaren, Mehl, Zucker, Salz, Öl, Schokolade etc. zu besorgen, die wir nicht selber produzieren konnten.



Maiskolben-Ernte vor dem Häuschen auf der Herisauerstrasse.

Das fürs Kochen benötigte Kleinholz sammelten wir Kinder unter Leitung der Mutter im Wald, denn da lagen zu jeder Jahreszeit genügend Fallholz und jede Menge Tannzapfen. Für das Heizen im Winter lieferte der Bauer von nebenan als Vorrat eine Fuhre Holzbüscheli, die mit einem von Hand bedienten Seilzug in den Estrich gehievt wurden. Im Sommer und Herbst ging es mit der Mutter in freien Stunden oft in die nahen Wälder, wo wir Mengen an Heidelbeeren und Pilzen sammelten. Um diese Früchte der Natur für den langen Winter haltbar zu machen, wurden sie entweder in sogenannten «Bülacher»-Gläsern sterilisiert oder Beeren und Früchte eingekocht und zu Konfitüre verarbeitet. Mit den Pilzen – vorwiegend Steinpilze, Reizker und Eierschwämme – schickte uns die Mutter gelegentlich ins Gaswerk des Dorfes, wo diese gedörrt und so für längere Zeit haltbar gemacht wurden. Sauerkraut stellten wir selber her, indem die Weisskabischköpfe fein zu Kraut geraffelt und schichtweise zwischen Salzlagen mit Gewürzen in eine Holztonne abgefüllt wurden. Abgedeckt mit einem porösen Leinentuch, einem Holzdeckel und beschwert mit einem schweren Stein wurde der Fassinhalt gepresst und verwandelte sich so langsam zu Sauerkraut. Der salzige Saft, der sich durch den Druck an der Oberfläche bildete, wurde regelmässig abgeschöpft und diente der Familie als willkommener Energiespender und Immunitätsverstärker. Lag trotzdem einmal eines von uns Kindern mit einer Erkältung oder Fieber im Bett, diente der Sauerkraut-Cocktail als sehr wirkungsvolle Medizin aus der Natur.

Um das schnell verderbliche Gemüse aus dem Garten durch den Winter länger haltbar zu machen, wurde ein knapp halber Meter tiefer Graben erstellt, in welchen der Vorrat gelegt wurde. Eine schützende Holzdecke darüber und das Ganze mit Erde zugedeckt. Die grosse Kartoffelernte vom gepachteten Feld aber wurde auf Holzhurden im dunkelsten Teil des Kellers – dort wo unser Grossvater seine Schifflistickmaschine stehen hatte – gelagert. Gegen Ende des Winters sah man uns Kinder gelegentlich bei diesen Hurden stundenlang die inzwischen erneut aus den Knollen spriessenden Keime entfernen.

Wir Kinder wurden schon in frühestem Alter zur Mitarbeit im Garten angehalten und lernten so bereits früh die Anzucht von Setzlingen, das Einpflanzen, das Auslichten, das Jäten und das Düngen. Es wurde uns auch beigebracht, dass Pferdemit ein gutes natürliches Düngemittel vor allem für Beerensträucher, Kürbisse und Gurken sei und das sogar gratis, wenn man die Mühe des Einsammelns von den Strassen nicht scheute. So sah man uns Kinder oft mit Leiterwagen, einer Kiste drauf, samt Schaufel und Besen durch das Dorf ziehen, um die kostbaren «Rossbollen» von den mehrheitlich noch nicht asphaltierten Strassen als Düngegabe für unseren Garten zu retten. Was man dazu wissen muss: Damals verkehrten auf den Strassen unseres Dorfes vorwiegend Fuhrwerke, meistens von Pferden, aber manchmal auch von Ochsen gezogen.

Strassenverkehr anno dazumal

Autos gab es nur wenige ... und wenn sich hin und wieder mal lauter Motorenlärm hören liess, rannten wir Kinder zur Strasse, um das mit knatterndem Geräusch vorbeifahrende Vehikel ungläubigen Auges zu bestaunen. Auf den Strassen ging es in meiner frühen Jugendzeit so friedlich zu und her, dass wir Kinder auf der leicht ansteigenden Herisauerstrasse «Scheifangis» spielen und im Winter gar schlitteln konnten. Die wenigen

motorisierten Lastwagen der damaligen Zeit krochen nahezu im Schrittempo Richtung Herisau hoch, sodass wir uns an der Ladebrücke bis zur Höhe unseres Häuschens anhängen konnten. Heute ergiesst sich ein kaum mehr unterbrechender Strom an schnellen Privatwagen und voluminösen Gewerbefahrzeugen über die Strasse, die zu unserer Jugendzeit ein Ort der Idylle war. Hin und wieder wurde diese Strassenidylle sonntags unterbrechend beflügelt, wenn die Schwester unseres Vaters mit ihrem Mann und eigenem Auto aus der fernen Grossstadt Zürich uns «hinter dem Mond» Lebende besuchten. Das Auto kam uns Landkindern wie ein Wunder vor, türmte sich doch an dessen Hinterteil eine eigenartige Apparatur auf, die unserem Kanonenrohrfen in der Alltagsstube ähnlich sah. Es war aber nichts anderes, als ein sogenannter Holzvergaser, mit welchem das Auto wegen kriegsbedingter Benzinknappheit angetrieben wurde.

Die Strassen im Dorf waren damals noch weitgehend naturbelassen, das heisst weder asphaltiert noch betoniert. Nur die Hauptverkehrsstrassen wiesen einen festen Belag auf, die Nebenstrassen bestanden aus festgestampfter Erde und wiesen naturbedingt zahlreiche Schlaglöcher auf. In den trockenen Sommermonaten mussten diese Strassen immer wieder mal mit Wasser begossen werden, um allzu grosse Staubbildungen zu vermeiden. Zu diesem Zweck befuhr der von einem oder zwei Pferden gezogene Spritzenwagen diese Verkehrswege, beladen mit einer riesigen Tonne, gefüllt mit Wasser. Von einer mit kleinen Löchern versehenen Röhre, die hinten auf der ganzen Breite des Wagens etwa 40 cm über dem Boden befestigt war, ergossen sich feine Wasserstrahlen auf die Strasse, wodurch Staub mit Erde gebunden wurde. Für uns Kinder war es ein richtiges Vergnügen, diesem Fahrzeug zu folgen, so die Füsse abzukühlen und diese gleichzeitig auch zu waschen. Richtig gelesen: In der warmen Jahreszeit ging es in unserem Dorf immer barfuss in die Schule ... so wurden Strümpfe und Schuhe geschont, und gleichzeitig trug dies auch zu einer gewissen Abhärtung und nicht zuletzt zur Gesundheitsförderung bei.

Kriegsbedingte Einschränkungen

Die Kriegsjahre brachten noch etliche weitere Einschränkungen mit sich. So mussten abends bei Einbruch der Dämmerung sämtliche Fenster mit lichtundurchlässigen Materialien wie Kartons oder dickem schwarzen Papier abgedeckt werden, damit kein Lichtstrahl nach draussen dringen konnte, um so feindlichen Flugzeugen die Orientierung zu erschweren. Auch brannten nachts im ganzen Dorf keine Strassenlampen ... es war alles stockdunkel. Oft kam es vor, dass mitten in der Nacht Sirenen aufheulten und signalisierten, es drohe wegen fremder Flugzeuge im Luftraum Gefahr, man solle sich in Sicherheit bringen. Nicht wenige Male erwachten wir Kinder am Morgen statt in unseren Schlafzimmern in der Sonntagsstube, wohin unsere besorgten Eltern uns Tiefschlafende vom oberen Stock hinunter trugen, damit die ganze Familie zusammen in einem Raum vereint war. Auch tagsüber gab es gelegentlich Fliegeralarm. In den Schulen – diese blieben durch all die Kriegsjahre ohne Einschränkungen in Betrieb – wurden wir instruiert, bei einem Alarm auf dem Weg zur Schule dorthin zu gehen, wo wir näher beim Schulhaus seien, respektive nach Hause, wenn wir unweit davon wären. Man kann es sich ja ausdenken, dass wir jeweils versteckt hinter einer Hausecke in der Nähe der Schule inständig hofften, die Sire-



Anfang 1940er-Jahre: die Schwester unseres Vaters mit Mann, Tochter und Holzvergaser-Auto aus dem fernen Zürich zu Besuch.

nen würden kurz vor Schulbeginn aufheulen. Dann wären wir nämlich nicht ins Schulhaus hineingegangen, sondern hätten uns auf kürzestem Weg in den Buchenwald abgesetzt, um dort «Räuber und Polis» zu spielen. Sehr zu unserem Leidwesen kam dies aber sehr selten vor.

Die Schulzeit

Mit zwei Schwestern, die zwei beziehungsweise drei Jahre vor mir in dieser Welt ankamen, wurde mir schon früher, als es normalerweise der Fall ist, schulische Ausbildung zuteil. So wurde ich, kaum den Windeln entwachsen, zur Entlastung der Mutter von meinen Schwestern in den Kindergarten mitgenommen, was von den diese Institution leitenden Ordensfrauen erstaunlicherweise gestattet wurde. Als dann beide Schwestern die Grundschule zu besuchen hatten, nahm man mich kurzerhand auch mit. Das wurde vom ansonsten strengen Lehrer erstaunlicherweise toleriert, wobei mir aber ein Platz in den heute antik anmutenden Holzbänken mit Klappdeckeln und eingelassenen Tintenfässern verwehrt wurde – ich hatte während der Schulstunden mäuschenstill auf der an der Rückseite der mobilen Wandtafel angebrachten Trittstufe zu sitzen und durfte dabei aber die an der Wand mit Reissnägeln befestigten Schülerzeichnungen bestaunen.

Doch dann ging meine eigene Schulzeit los. Alle zwei Jahre ein anderer Lehrer und in einem anderen Schulhaus ... das brachte viel Abwechslung, auf dem Schulweg, in den schulischen Örtlichkeiten und im Stil des Unterrichts, der bei jedem der drei Primarschul-



Die kriegerischen Auseinandersetzungen in der ersten Hälfte der 1940er-Jahre wirkten sich auch auf die Spiele von uns Kindern aus.

lehrer etwas anders war. In der 4. Klasse, wir waren offenbar in der Geschichtsstunde fasziniert von der senkrechten Gestalt eines Wilhelm Tell, beschlossen wir – eine Gruppe Buben – in der Znüni-Pause, das Theaterstück «Wilhelm Tell» von Friedrich Schiller aufzuführen. Ich bot als Aufführungsort unseren Keller mit festgestampfter Naturerde an, ein Mitschüler versprach sein Schaukelpferd für den Gessler zur Verfügung zu stellen, und am Nachmittag gleichentags kündeten bereits an Telefonstangen im Dorf angebrachte, von Hand beschriebene Blätter das kommende Ereignis an. Am Tag danach stand die «Bühne» in unserem Keller bereit: ein paar Bretter und eine ausrangierte Türe im leicht erhöhten Teil des Raumes auf einige Harasse gelegt und darum herum ein grosser, schwarzer Theatervorhang aus dem Fundus unserer im Laientheater des Dorfes engagierten Eltern, der gleichzeitig den «Bühnenraum» markierte und als Zugvorhang diente. Auch das versprochene Schaukelpferd wurde per Leiterwagen angeliefert und auf der «Bühne» positioniert. Eine Rollenverteilung wurde vorgenommen, worauf eine oder zwei Proben folgten ... doch eine Aufführung des Stücks fand allerdings nie statt! Trotzdem, die Idee beflügelte uns während Tagen und regte unsere kaum zähmbare Phantasie enorm an.

Als es in der 6. Klasse darum ging, wie es mit mir schulisch weitergehen sollte, entschied sich mein Vater gegen die reguläre Realschule (damals gab es die Zweiteilung Real- und Sekundarschule noch nicht) im Dorf, denn die Qualität des Stenografie-Lehrers an selbiger Schule entsprach nicht den hohen Ansprüchen unseres Vaters, der neben seinem Beruf und zahlreichen ehrenamtlichen Aufgaben in Vereinen und politischen Institutionen auch noch in Abendkursen Stenografie unterrichtete, als Prüfungsexperte und Korrektor im Schweizerischen Stenografenverband Stolze/Schrey amtierte und in jüngeren Jahren Schweizermeister im stenografischen Schnell- und Schönschreiben wurde. So

meldeten mich meine Eltern für die Absolvierung der obligatorischen Oberstufe zur Aufnahmeprüfung in die Katholische Kantonsrealschule in St. Gallen – kurz «flade» genannt – an (flade» = heute noch offiziell verwendeter Name aus dem 19. Jh., der von der flachen Mütze kommt, die damals die Schüler trugen und die flach wie ein Fladen war; Fladen ist in der Ostschweiz die gebräuchliche Bezeichnung für Wähe), welcher ich mich im Herbst 1946 in den historischen Gebäulichkeiten des ehemaligen Klosters St. Gallen zu stellen hatte. Ich schaffte den Test, und ab Frühling 1947 besuchte ich die Schule nicht mehr in unserem Dorf, sondern fuhr wochentags zweimal täglich mit der Bahn in die 10 Kilometer entfernte Kantonshauptstadt.

Der langsame Abschied

Ein Jahr nach Beendigung des 2. Weltkrieges im Mai 1945 verabschiedeten wir uns vom kleinen Häuschen im Rosenhügel und zogen in eine geräumige 5-Zimmer-Wohnung im Mehrfamilienhaus «Bauhof» am Stadtbühl unweit vom Dorfzentrum und von der Bahnstation. Die Schulwege wurden dadurch kürzer, und als das Pendeln per Bahn zur Klosterschule nach St. Gallen begann, war ich dankbar dafür, dass ich nur wenige Minuten vom Bahnhof entfernt wohnte. Auch nach den drei Jahren Oberstufe ging es mit der Bahn zur Arbeit, denn meine KV-Lehrstelle befand sich in einer Maschinenfabrik in St. Gallen-Winkeln. So verlagerte sich mein Lebensmittelpunkt langsam, aber stetig in



Kloster St. Gallen – Die «flade»-Schule befindet sich in den oberen Stockwerken des viereckigen Trakts unten links.

Richtung Kantonshauptstadt, wo ich dann als 20-jähriger meine erste Stelle als Hilfsbuchhalter in einer Internationalen Speditionsfirma antrat. Nachdem sich auch mein Vater wegen der Redimensionierung des Textilwerkes in Gossau eine neue Stelle hatte suchen müssen und eine solche in der Stadt St. Gallen fand, lag es auf der Hand, auch den Hausstand dorthin zu verlegen. In einem neu erbauten Mehrfamilienhaus an der Stephanshornstrasse in St. Gallen-Ost bezogen wir im Juli 1955 eine 4-Zimmer-Wohnung, da sich inzwischen drei meiner Geschwister bereits verheiratet hatten.

Der Blick zurück

Nach meinen rund 20 Kindheits- und Jugendjahren im fürstenländischen Gossau und 10 Jahren in der Kantonshauptstadt St. Gallen folgten Lebensphasen in London, New York, Zürich, Fällanden und nun seit 20 Jahren in Küsnacht am Zürichsee, wo es uns in allen Teilen sehr gut gefällt und wir uns richtig zu Hause fühlen.



Gossau im Jahr 2020 aus der Vogelperspektive.

In den 65 Jahren der Abwesenheit vom Ort meiner Kindheit und Jugend hat sich das heimelige Dorf in eine pulsierende Stadt mit über 18 000 Einwohnern gemauert, von der vierspurigen Autobahn A1 grossräumig umfahren. Durch den in den 1960er-Jahren einsetzenden Bevölkerungszuwachs hat sich bestimmt manches in der einstigen «Papst und Kaiser»-Rivalität der 1930er- und 1940er-Jahre stark verändert. Denn inzwischen werden die politischen Geschicke durch ein 30 Mitglieder zählendes Stadtparlament als Legislative geleitet, in acht konfessionell nicht mehr getrennten Schulhäusern die Primar-, Real- und Sekundarschüler unterrichtet und im Gymnasium Friedberg die Ausbildung bis zur Maturität ermöglicht. Gossau ist auch einer von drei Standorten der Pädagogischen Hochschule des Kantons St. Gallen und beherbergt ebenfalls Ausbildungsstätten für Baumeister und Schreiner. Und nicht zuletzt betreiben hier die Unternehmen Migros und Coop ihre Verteilzentralen für die Ostschweiz, und im Ort befindet sich auch der Sitz der Migros Genossenschaft Ostschweiz. Ein nostalgischer Besuch im Ort meiner Kindheit lässt wohl einige wenige vertraute Ecken und Wege ausmachen sowie einzelne Häuser entdecken, deren Fronten noch immer die wohlige Wärme der längst entschwundenen Jugendzeit herbeizubaubern vermögen. Doch den Charme des Dorfes, der noch immer in meiner Erinnerung lebendig ist, den konnte ich nicht mehr finden!

Ein Jahr vor unserem Wohnungswechsel in die Stadt St. Gallen brachte meine Mutter Maria Klara Bischofberger-Kostezer – aufgewachsen im nahen Arnegg und jahrzehntelang in Gossau wohnhaft –, die sich bei den hausfraulichen Verrichtungen reimende Verse einfallen liess, am 8. Oktober 1954 den Text für ein dreiteiliges Heimatlied zu Papier, dessen dritte Strophe der Versinnbildlichung des Gossauer Gemeindewappens gleichkommt:

*Lieblichste Heimat, Dein Wappen uns lehrt:
Drachensaat lässt sich bezwingen,
wenn unser Bauen auf Gott ist gestellt,
Bärenkraft gibt er dem Ringen.
Du Gozes-Aue, was macht Dich so schön?
Lauschige Plätzchen und sonnige Höhn,
Bergkranz im Süden als Schutz Dir gestellt.
Du meine Heimat, beglückende Welt!*

